

NÖRGELN, KUDDELN, SCHLÜSSELKIND

In die Wiege gelegt war mir die Leidenschaft für Kulinarik wahrlich nicht. In Bezug auf Essen galt ich als schwierig, mein Interesse an Mahlzeiten war mangelhaft. „Käbsch“ titulierte man das auf sächsisch und ich gab mir bis in meine Jugendzeit hinein alle Mühe, dem gerecht zu werden.

„Das esse ich nicht! Das schmeckt mir nicht! Das will ich nicht essen! Das kann ich nicht essen!“ Standardsätze während meiner Kindheit in den 60er und 70er Jahren. Meine Eltern hörten sie oft. Sehr oft. Und das, obwohl meine Mama schon damals eine sehr gute Köchin war. Restaurantbesuche mit mir, besonders im Urlaub, oder gar im Ausland, waren der reinste Albtraum. Nichts war gut genug, nur mit wenigen Speisen konnte ich zur Nahrungsaufnahme überredet werden. Meist wurden drei verschiedene Gerichte geordert, und ich stellte mir daraus das passende Mahl zusammen, meine Eltern versuchten sich in guter Miene und Geduld. Daheim begegnete man diesen Allüren, indem Mama für mich extra kochte. Gerichte die ich ohne Zögern aß und eine weitere Mahlzeit für sich selbst und meinen Vater. Die Palette meiner Lieblingsspeisen war überschaubar und trotz temporärer Versorgungsengpässe in der DDR-Wirtschaft meist verfügbar. Kartoffeln waren die Basis meiner kulinarischen Träume; am liebsten als Stampf und in manchen Monaten auf Grund der Qualität auch nur in dieser Form essbar. Dazu gebratenes Hackfleisch, im Osten Beefsteak genannt, Bratwürste, Fischstäbchen, gelegentlich etwas Huhn. Meist war ich recht puristisch. Bei Fleischgerichten wie Gänsebraten oder geschmorten Rippchen, begnügte ich mich mit der Soße plus Kartoffeln, Klobß oder am besten frisches Brot. Auf keinen Fall durfte Fett, Sehnen, Knorpel oder Haut in der Peripherie meines Tellers auftauchen, dann war das Mahl gelaufen. Käse, wenn er nicht roch, am liebsten Camembert. Doch welcher Käse kommt schon geruchlos daher? Wurst? Drei bis vier Sorten, am besten von unserem Haus-Metzger. Obst und Gemüse waren akzeptiert, doch deren Verfügbarkeit hielt sich wie mein Appetit oft in Grenzen.

Selbst bei Süßigkeiten war ich wählerisch. Keine Bonbons und Pralinen mit Füllung, Schokolade nur Vollmilch und selbst bei Haribo – zuweilen erreichten uns Pakete von der Verwandtschaft aus dem Westen – knabberte ich nur vorsichtig an deren bunter Fassade, die bittere Lakritz aß mein Vater.

Schwieriger wurde es mit der Einschulung. Der sozialistische Staat hatte sich nicht nur die geistige Gleichschaltung seines Nachwuchses auf die Agenda geschrieben, sondern auch eine gewisse kulinarische Abhärtung. Für 55 DDR-Pfennige durfte jeder Schüler des Mittags im Speisesaal der jeweiligen Lehranstalt seinen Hunger stillen. Das dies selten mit Appetit

geschah, lag nicht immer an den Köchinnen und leer gegessene Teller waren sozialistisches Pflichtprogramm. Speisereste wurden zwar in der Schweinemast recycelt, doch relevante Mengen des Mittagsmahls sollten in unseren Mägen landen. Dafür bewachten Lehrer oder ältere Schüler argwöhnisch den Abfalleimer an der Geschirrrückgabe, um einer allzu üppigen Lebensmittelverschwendung Einhalt zu gebieten. „Das wird aufgegessen!“ Eine grauenhafte Zurechtweisung. Leider waren die Mahlzeiten gelegentlich so geschmacklos, dass ich mir nur wenige Happen hineinzwingen konnte.

Dank einer besonders üblen Drangsal wurde ich ab 1972 von dieser Ernährungs-Diktatur weitestgehend befreit.

Im ersten und zweiten Schuljahr war eine Nachmittagsbetreuung obligatorisch, da fast alle Eltern berufstätig und uns niemand allein zuhause wissen wollte. Die Einrichtung nannte sich Hort, lag in einem Seitenflügel unserer Schule und wir „Hort-Kinder“ wurden dort auch verköstigt. Im Anschluss ward ein Stündchen Mittagsschlaf verordnet, später Hausaufgaben und Spielen. Betreut und erzogen wurden wir von einer recht umgänglichen Frau, im Alter unserer Mütter und bis zu jenem Tag eigentlich nicht verhaltensauffällig. In Ungnade fiel ich bei ihr wahrscheinlich durch eine flapsige Bemerkung bezüglich einer Propaganda-Dekoration der monatlich aktuellen Wandtafel. Zum Dank für diesen frühen politischen Fauxpas durfte ich an diesem Tag das scheußlichste aller nur denkbaren Gerichte komplett aufessen. Saure Flecke! Es handelte sich hierbei um ein Gemisch aus Kartoffelstücken, Fetzen vom Rind und dessen Magen, gekocht in einem sauren Sud. Für mich war der Anblick des Kuddel-Eintopfs bereits blanker Horror. Dazu ein Geruch, der irgendwo zwischen nassem Hund und alten Socken changierte. Während meine Mitschüler das Zeug irgendwie hinunterwürgen konnten, und sich bereits zum Mittagsschlaf gebettet hatten, hockte ich jämmerlich einsam am Tisch, argwöhnisch beäugt von meiner Peinigerin. Mit verkrampfter Speiseröhre, fischte ich einige der Fleisch- und Kartoffelstücken aus der mittlerweile kalten trüben Brühe, schaffte hin und wieder einen Bissen und entsorgte einiges in meinem Schulranzen, der neben dem Tisch stand. Warum ich damals nicht gleich befreiend vor mich hin kotzte? Gute Erziehung und pure Angst. Eine gefühlte Ewigkeit später fand das Drama ein Ende, ich durfte zum Abfalleimer und hatte für den Rest meiner Schulzeit ein recht distanziertes Verhältnis zu dieser Frau. Bitterlich beklagte ich zu Hause die Folter, Papa und Mama waren einsichtig und mutig, ich wurde zum „Schlüssel-Kind“ befördert. Namensgebend war der Umstand, das einem die Erziehungsberechtigten den Wohnungsschlüssel aushändigten und man nach der Schule aufsichtslos nach Hause durfte.

Ein starker Vertrauensbeweis, den ich niemals missbrauchte, wusste ich

diese Freiheit doch sofort zu schätzen.

Von der zweifelhaften Nachmittagsbetreuung befreit, konnte ich mir daheim Speisen aufwärmen, die vom Vortag übrig waren, oder einfach Brote belegen. Voraus ging eine gründliche Einweisung, hantierte ich doch dabei mit Gas und offenem Feuer. In der Schule aß ich nur noch, wenn mir danach zumute war.

Ein weiteres, Grauen erregendes Essen war übrigens „Tote Oma“ oder manchmal auch Verkehrsunfall genannt. Die verbale Verunglimpfung von Kartoffelbrei mit gebratener Blutwurst hatte mit der Optik dieses Essens zu tun, wenn man es vermengte. Dann quoll der Abfalleimer immer recht zügig über. Heute ist dieser bodenständige deutsche Küchenklassiker für mich ein Genuss, aber Blutwurst roh kommt mir nach wie vor nicht über die Lippen. Gute Laune hingegen bereiteten mir die regelmäßigen Besuche bei meinen Großeltern mütterlicherseits. Sie lebten in einem alten Haus mit Bäckerei im Hinterhof. Das Aroma von frisch Gebackenem vermischte sich mit den olfaktorischen Begleiterscheinungen der Plums Klos im Treppenhaus zu einer sonderbaren Melange, an die ich mich selbst 50 Jahre später sehr genau erinnern kann. In Omas Küche duftete es dann nach soeben gebrühtem Kaffee, dazu standen leckere Kuchen und Brötchen parat. Mein Großvater frönte der Angewohnheit, Letztere butterbeschmiert in seinen Kaffee zu tauchen. Fasziniert von diesem Prozedere drängte ich im Alter von etwa sieben oder acht Jahren ebenfalls auf diesen Genuss. Natürlich bekam ich als Kind nur einen zweiten Aufguss, liebevoll Dröppelkaffee genannt, darin reichlich Milch. Für mich das Größte. Auf diese Weise konnte ich gewaltige Mengen Brötchen vertilgen und ich „ditsche“ noch heute. Allerdings nur zu Besuch bei meinen Eltern. Irgendwie schmeckt mir das ausschließlich in der alten Heimat.

Eine andere Bäckerei am Rande unseres Wohngebietes weckt ebenfalls wunderbare Kindheitserinnerungen. Ab der 3. oder 4. Schulklasse wurde ich als qualifiziert genug betrachtet, um Brot und Brötchen fürs Wochenende zu besorgen. In besagter Bäckerei wurde Mittags nochmals gebacken und ab 15.00 Uhr gab es knusprige Backwaren und etwas zu lernen. Geduld; denn die Schlange vor dem Laden war zuweilen besorgniserregend lang und gelegentlich ging man leer aus. War der Einkauf aber erfolgreich, bot sich während des viertelstündigen Heimwegs ein besonderer Genuss. Einfach etwas von der Spitze des Brotes abreißen und mit den gierigen Fingerchen den noch warmen Teig herauspulen. Köstlich! Zu Hause dann das Massaker mit dem Messer begradigen und sich eine Erklärung zurechtlegen, warum bereits eine relevante Menge Brot fehlt. Gab es in der Schule nichts zu Essen?

Eine weitere frühe Leidenschaft entwickelte ich für Kartoffelsalat. Einer meiner Onkel verdiente seinen Lebensunterhalt in einer Tanz-Combo. Er

kam viel herum, hatte eine Leidenschaft für Speis und Trank, und irgendeinem Hotelkoch das Rezept für einen formidablen Kartoffelsalat entlockt. Und den gab es traditionsgemäß am Heiligen Abend. Der Onkel mischte jedes Jahr eine beeindruckende Menge für seine fünfköpfige Familie und die Verwandtschaft. In der Schüssel hätte man durchaus ein Kleinkind baden können, was wohl mit meinen Cousins auch geschehen ist. Wir pilgerten jedes Jahr am Nachmittag des besagten Tages zu ihnen, tauschten Geschenke und bekamen immer eine große Portion des köstlichen Salates für unser Abendessen. Anschließend wetzten wir heim, schmissen feine Bratwürste in die Pfanne und die weihnachtliche Schlemmerei begann. Das Rezept fand irgendwann auch den Weg zu uns und kommt seither nicht nur an Weihnachten zum Einsatz.

Meine notorische Mäkelei relativierte sich etwas während der Pubertät, mein Essverhalten wurde besser. Besonders in Erinnerung geblieben sind mir gelegentliche Ausflüge mit einem Klassenkameraden ins Stadtzentrum. Im Selbstbedienungs-Café eines Warenhauses legten wir unser Taschengeld in Sahnebaisers an. An sich nichts Besonderes, außer das es so etwas bei uns daheim nicht gab, weil zu aufwendig in der Produktion und sicher nicht jedermanns Geschmack. Für mich aber insofern außergewöhnlich, da ich mich normalerweise vor Sahne ekelte. Wahrscheinlich eine pubertäre Hormonstörung.

Zudem weckte ein neu eröffneter Laden meine Neugier. Dort harrten geheimnisvolle Tees und Gewürze auf Käufer. Duftende kleine Kügelchen mit so seltsamen Namen wie Koriander, Kreuzkümmel, Piment, Rosenpfeffer, Wacholder erfüllten den Laden mit einem wundervoll exotischen Bouquet. Ich glaube es gab auch kleine Snacks zu naschen, doch wirklich sicher bin ich mir nur, dass etliche der Gewürze die ich stolz nach Hause trug, ein verstecktes Dasein im Küchenschrank fristeten, um Jahre später beiläufig entsorgt zu werden. Meine Mutter ist eine wunderbare Köchin, aber Koriander Ende der 70er Jahre, das ging zu weit. Irgendwann fand ich Gefallen am Kochen, vor allem das Hantieren mit der Bratpfanne hatte es mir angetan und der Inhalt unseres Gewürzregals. Nach der Schule kreierte ich eigene Gerichte mit Resten aus dem Kühlschrank, meist irgendwelche Wurst mit Eiern oder andere merkwürdige Brutzeleien. Gelegentlich kam ein Klassenkamerad mit zu mir und ich vergiftete ihn mit meinen Experimenten. Wie viel scharfen Paprika verträgt ein Mensch, passt Senf zu Spiegelei (nein), schmecken Lorbeerblätter am Gurkensalat (auch nicht) und andere Grausamkeiten. Meist war es recht passabel, doch weiter gingen meine Ambitionen diesbezüglich nicht. 1980 endete meine Schulzeit, das Leben konnte beginnen. Ich war neugierig, unternehmungslustig, manchmal naiv und zuweilen absolut ahnungslos.